

Wir schauen in einen Spiegel und sehen einen Anderen

Ein Gespräch mit Frank Ankersmit*

Bejczy: Bevor ich Ihnen spezifische Fragen stelle, würde mich Ihre Ansicht interessieren, in welchem Maße wir Histo-

* Frank Ankersmit (geboren 1945) gehört zu den wichtigsten Geschichtsphilosophen, die sich der Postmoderne zugewandt haben. Schon mit seiner Dissertation, *Narrative Logic* (1981), erntete er im In- und Ausland sowohl großen Beifall wie auch scharfe Kritik wegen seiner eigenständigen, ‚narrativistischen‘ Auffassung von Geschichtsschreibung. Für das internationale Publikum erscheint dieses Jahr bei California University Press eine Aufsatz-Sammlung unter dem Titel *History and Politics: The Rise and Fall of Metaphor*, in der sich Ankersmits Wende von einem mehr analytischen und narrativistischen Standpunkt zu Dekonstruktivismus und Phänomenologie nachvollziehen läßt. Das Interview fand an der Universität von Groningen statt, wo Ankersmit einen privaten Lehrstuhl für Theoretische Geschichte innehat. Mit Frank Ankersmit sprach István Bejczy vom Institut für Mittelalterliche Geschichte, Katholische Universität Nijmegen, Niederlande.

riker uns um Ihre Antworten kümmern sollten. Ist Ihre Philosophie präskriptiv oder deskriptiv? Schreiben Sie uns Gesetze vor, oder beobachten Sie nur unseren Betrieb?

Ankersmit: Präskriptiv gehe ich keineswegs hervor, und auch deskriptiv scheint mir ein allzu überzogener Terminus zu sein. Wenn man Rortys Kritik am *Foundationalismus* ernst nimmt – seine *Philosophy in the Mirror of Nature* hat mich tief beeindruckt –, kann man es nicht mehr für die Aufgabe des Philosophen halten, unterhalb bestehender Kenntnis zu graben, um zu sehen, wie sie zustande kommt. Meines Erachtens ist es die Aufgabe der Philosophie, bestehende wissenschaftliche Erkenntnis zum Ausgangspunkt zu nehmen, und sich zu überlegen, zu welchen philosophischen Fragen sie Anlaß gibt. Die Erkenntnis, wie sie in den Wissenschaften (und in der Geschichtsschreibung) entwickelt worden ist, soll dazu führen, bestimmte philosophische Begriffe zu problematisieren. So problematisiert etwa

die Problemlage in der Geschichtsschreibung die Weise, wie wir gewöhnt sind, über das Verhältnis zwischen Sprache und Wirklichkeit zu denken. Die Philosophie soll nicht versuchen, die Geschichtsschreibung in feststehende Auffassungen dieses Verhältnisses zu zwingen, sondern anlässlich dessen, was die Geschichtsschreibung vorzeigt, anregen, über dieses Verhältnis nachzudenken. Die Ergebnisse dieses Denkens können sich als ganz verschiedenartig erweisen, um Kohäsion oder Exklusivität möchte ich mich nicht bemühen. Die Geschichte soll also für die Theorie maßgebend sein, nicht umgekehrt. Wenn von einem Streit zwischen den beiden die Rede ist, befindet sich die Theorie auf dem falschen Weg. Der Historiker hat immer recht.

Bejczy: Was das Verhältnis zwischen Sprache und Wirklichkeit betrifft: Könnte man sagen, daß Ihre Arbeit damit befaßt ist, den *linguistic turn* in der Philosophie – wo die Sprache für die Bedingung der Erkenntnis angesehen wird – für die Geschichtstheorie zu durchdenken?

Ankersmit: Ja. In den exakten Wissenschaften ist dasselbe schon viel früher geschehen, vor allem unter dem Einfluß des Artikels *Two dogmas of empiricism* von Quine. Quine zeigt darin, daß man in Fragen der Erkenntnis nicht zwischen „the compulsion of experience“ und „the compulsion of language“ unterscheiden kann. Historiker haben sich nicht angeschlossen, wahrscheinlich weil Historiker verstockte Positivisten sind. Psychologisch läßt sich

das erklären: In der Geschichte ist alles so veränderlich, daß Historiker sich krampfhaft an ihren wenigen alten Gewißheiten festklammern und sich der Vergeschichtlichung der geschichtlichen Erkenntnis selbst widersetzen. Wenn sie diese Erkenntnis angenommen haben, war dafür ironischerweise der Einfluß der exakten Wissenschaften, namentlich der von Thomas Kuhn, ausschlaggebend.

Bejczy: Viele Historiker meinen zeitgemäß zu sein, wenn sie sozio-kulturelle Modelle nach dem Vorbild der *Annales* verwenden. Wie verhält sich eine derartige Haltung zum *linguistic turn*?

Ankersmit: Das kann man auf zwei Weisen betrachten. Hans Kellner hat in einem berühmten Aufsatz, der in *History and Theory* erschienen ist, *Le monde méditerranéen* von Fernand Braudel als eine ‚menippische Satire‘ analysiert. Braudel ist nämlich dauernd darum bemüht, sein Publikum auf die schiefe Bahn zu setzen. Sein Werk ist, wie er es selbst ausgedrückt hat, „éternellement réversible“, wie ein Stundenglas. Es ironisiert sich selbst, und in diesem Umstand steckt ein wichtiger Teil seiner Botschaft. Auf der einen Seite kann man das Werk als Meilenstein der sozialwissenschaftlichen Geschichtsschreibung betrachten, die Braudel selbst verfochten hat, auf der anderen Seite aber paßt dieses ganz gut zur linguistischen Auffassung von Historiographie. Die späteren Entwicklungen in der Schule der *Annales*, mit der größeren Aufmerksamkeit auf die Formgebung, etwa bei Le Roy Ladurie,

könnten auch damit in Verbindung gebracht werden. Diese Werke sind von jenen der Blütezeit, mit ihrem starken Augenmerk auf die Wirtschaftsverhältnisse, ganz verschieden. Wohl aber glaube ich, daß Le Roy Ladurie ein Positivist geblieben ist, der über die Eigentümlichkeiten seines Werkes und dessen Verhältnis zu früheren Phasen der *Annales*-Schule nur ungenügend Rechenschaft ablegt.

Bejczy: Sie selbst haben in Ihrer Dissertation den narrativen Charakter von Geschichtsschreibung betont. In der *Geschichtsforschung* aber, die der *Geschichtsschreibung* vorangeht, spielt Narrativität Ihres Erachtens keine Rolle. Ist die Vergangenheit für Sie kein Text wie für Hayden White?

Ankersmit: Nein, für mich ist die Vergangenheit kein Text. Freilich ist der Standpunkt von Hayden White meiner Meinung nach nicht ohne Doppelsinnigkeit. Hauptlinie in seiner stark kantianisch geprägten Theorie scheint mir zu sein, daß die Vergangenheit als etwas Mannigfaltiges betrachtet werden muß, das durch die Kategorien der Topologie aufbereitet werden muß, um ein geschichtliches Urteil zu ermöglichen. Von diesem Standort aus betrachtet, bildet die Vergangenheit keinen Text. Übereinstimmung zwischen Gegenwart und Vergangenheit besteht nur auf der Ebene der Aussage, nicht auf jener des Textes. Stellung nehmend gegen Ricœur und David Carr möchte ich diese Auffassung besonders unterstreichen.

Übrigens stiftet die Beseitigung des Gegensatzes zwischen *Geschichtsfors-*

schung und *Geschichtsschreibung*, das heißt zwischen Aussage und historiographischem Text, nur Verwirrung. Aussagen bezüglich der Vergangenheit haben einen grundsätzlich andersartigen Charakter als Geschichtsbilder. Aussagen bestehen aus Subjekt und Prädikat; das Subjekt verweist auf etwas in der Vergangenheit, weil das Prädikat dem Verwiesenen eine Eigenschaft zuschreibt. Angesichts von Bildern und historiographischen Texten zerfällt dieser Unterschied: Verweis und Prädikation sind hier keine trennbaren, logischen Funktionen mehr. Am Unterschied zwischen Forschen (Aussage) und Schreiben (Text) möchte ich deshalb dezidiert festhalten.

Bejczy: Bietet sich denn die Vergangenheit dem Historiker nicht immer als Text oder sogar als Bild dar? Die Vergangenheit besteht nicht mehr; der Historiker verfügt nur über Belege wie Briefe, Memoiren, Reden und historiographische Texte, in denen der Vergangenheit schon eine narrative Ordnung auferlegt worden ist.

Ankersmit: Der Historiker kann einen Text als Gegenstand seiner Untersuchung wählen, und in einem derartigen Fall ist die Vergangenheit natürlich ein Text für ihn; trotzdem bleibt auch dann ein Unterschied zwischen dem Text auf der Objekt-Ebene und der darauf bezugnehmenden geschriebenen Geschichte des Historikers auf der Meta-Ebene. Eine Strukturverwandtschaft zwischen den beiden ist keine Notwendigkeit; der Text auf der Objekt-Ebene wird nicht unbedingt auf der

Meta-Ebene resümiert. Der Abstand zwischen den beiden Ebenen bleibt immer gegeben.

Bejczy: Seit dem Erscheinen Ihrer Dissertation läßt sich in Ihrem Denken ein Wandel beobachten. Anfangs haben Sie den narrativen Charakter von Geschichtsschreibung und die Rolle der Metapher als Ordnungsprinzip von geschichtlicher Erkenntnis betont. Ihr neuestes Buch aber hat als Untertitel: *The Rise and Fall of Metaphor*. Sie bringen die Geschichtstheorie, die sich mit Metaphern beschäftigt (an erster Stelle jene von Hayden White) mit der Transzendentalphilosophie in Verbindung. Dem stellen Sie eine postmoderne Auffassung unter besonderer Beachtung des Paradoxen gegenüber. Haben Sie Hayden White links überholt?

Ankersmit: Der ausgesprochen kantianische Charakter des Werkes von Hayden White ist mir immer aufgefallen. Ganz bestimmt versuche ich, mich dem zu entziehen. Eine der Konstanten in der Postmoderne ist der Versuch, sich von der kantianischen Erkenntniskritik loszusagen, besonders von dem Gedanken, daß alles innerhalb des Vermögens der Vernunft, der Sprache oder der Erzählung gebändigt werden soll. Ich habe den Eindruck, daß bestimmte Formen der Mentalitätsgeschichte diese antikantianische Tendenz verfolgen. Wenn man sich eine postkantianische oder postmoderne Welt vorstellen will – und das ist nichts weniger als einfach – kann es hilfreich sein, diese Formen von Mentalitätsgeschichte in Augenschein zu nehmen. Sie entziehen sich tatsäch-

lich dem kantianischen Bedürfnis, sich die Wirklichkeit anzueignen und sie zu unterwerfen.

Andererseits habe ich bemerkt, daß ich mich kaum aus Kants Griff befreien kann. Ich habe mich mit der historischen Erfahrung befaßt: auf der einen Seite ein kantianischer Begriff – man vergleiche etwa den Erlebnisbegriff, den Dilthey im Rahmen seiner *Kritik der historischen Vernunft* entwickelt – der aber auf der anderen Seite bei den wenigen Autoren, die sich mit Erfahrung auseinandergesetzt haben (namentlich Huizinga), so etwas wie einen Blitz, etwas Flüchtliges, einen Moment der Verzückung meint. Dies widersetzt sich dem Denken von Kant und Dilthey. Trotzdem gibt es eine deutliche Verwandtschaft zwischen der *historischen Sensation* von Huizinga und dem von Kant umschriebenen *Sublimen*, das mit einem Streit zwischen der Vernunft und dem Verstand zu tun hat. Wenn man den Begriff des Sublimen erweitern würde, um ihn als einen Streit zwischen intellektuellen Fakultäten zu begreifen, dann gehört die historische Erfahrung auch dazu.

Auch im letzten Fall aber könnte man der Sache eine anti-kantianische Wendung geben. Die Unmittelbarkeit der historischen Erfahrung, das Element der direkten Anschauung, widersetzt sich Kant. In der aristotelischen Erkenntnistheorie, wie sie besonders in *De Anima* und den *Parua Naturalia* hinsichtlich des Tastsinns entwickelt worden ist, kann man mit diesem Begriff mehr anfangen. Gegenüber dem Kan-

tianismus der heutigen Geschichtstheorie möchte ich also einen aristotelischen Begriff von historischer Erfahrung geltend machen.

Bejczy: Und der Gegensatz zwischen Metapher und Paradoxon? In Ihrem Artikel *Historiography and Postmodernism* vertreten Sie im Namen der Postmoderne noch die Meinung, es sei kein buchstäbliches, sondern ein metaphorisches Verhältnis zur Vergangenheit nötig, eine Konzentration auf Formen des Spiels mit Erinnerung. Später haben Sie, neuerlich im Namen der Postmoderne, die Metapher zugunsten des Paradoxons beseitigt.

Ankersmit: Die Metapher steht in Zusammenhang mit der kantianischen Transzendentalphilosophie. In der Vielfalt, die die Wirklichkeit darstellt, versucht sie eine Einheit zu gestalten. Die Metapher läßt sich auch sehr gut auf das Verfahren der exakten Wissenschaften beziehen, wie Mary Hesse gezeigt hat. In der postmodernen Literatur gilt die Metapher deshalb als modernistisch; postmodern ist hingegen die Ironie. Das Paradoxon wird meist nicht genannt, aber es ist für mich, mehr noch als die Ironie, die Trope der Postmoderne. Ich möchte dabei betonen, daß sich das Paradoxon für mich auf die Wirklichkeit bezieht. Ich möchte mich fernhalten von den Verschwommenheiten, denen man zuweilen in der postmodernen Literatur begegnet. Ich glaube, daß die Postmoderne, soweit sie sinnvoll ist, eine Korrektur des Sprachidealismus der modernistischen Philosophie sein kann, des ‚Lingualismus‘, wie Rorty es ausdrückt.

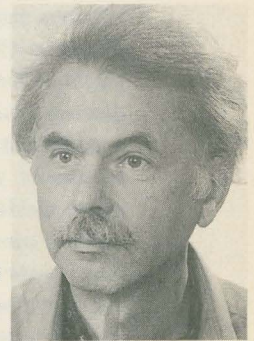
Der Narrativismus befindet sich auch in dieser Tradition und ist für mich keineswegs postmodern; für mich ist vielmehr die historische Erfahrung postmodern.

Bejczy: Wieso bezieht sich das Paradoxon auf die Wirklichkeit?

Ankersmit: Im Paradoxon werden zwei Dinge nebeneinandergestellt, die angeblich auf sprachlicher Ebene nicht zusammengehen können.

Livius sagt zum Beispiel am Anfang von *Ab urbe condita*, daß „wir jetzt in unseren eigenen Zeiten angekommen sind, wo die Menschen weder ihre Leiden noch die Heilmittel dagegen ertragen“. Die Sprache bringt hier einen befremdenden Gegensatz hervor: Das Nicht-Dulden der Leiden und das Nicht-Dulden der Heilmittel dagegen scheinen sich nicht zu reimen. In der römischen Wirklichkeit, wie sie von Livius beschrieben wurde, trifft seine Aussage aber zu.

Das Paradoxon stößt uns mit der Nase auf die Wirklichkeit, es ist ein Sprachgebrauch, der uns auf die Dinge selbst zurückführt. Die Metapher, und auch die Ironie, machen das nicht. Sie lenken geradezu von der Wirklichkeit ab, um in weiter und sicherer Entfernung auf sie zurückzublicken und dabei allerlei schöner Muster gewahr zu werden. Deshalb, glaube ich, gibt es einen Konnex zwischen dem Paradoxon und dem Sublimen (sowie der historischen Erfahrung). Sie führen auf die Wirklichkeit zu, die Metapher lenkt davon ab.



Das Paradoxon ist die Trope der Realität.

Bejczy: Ein wichtiger Bestandteil der postmodernen Geschichtsauffassung ist Ihres Erachtens die Vergeschichtlichung des erkennenden Subjekts (also des Historikers). Dies erinnert an Gadamer und seine Wirkungsgeschichte, der zufolge der historische Standpunkt des Zuschauers in die Erfahrung des Kunstwerkes mit einbezogen wird. Dennoch möchten Sie von Gadamer unterschieden werden.

Ankersmit: Ja. Gadamer will sich seinerseits von Dilthey unterscheiden, macht die Sache jedoch noch schlimmer, wenn es um das *Erlebnis* geht. Bei Dilthey ist das Erlebnis die Erfahrungswelt der historischen Person, die vom Historiker wiederhergestellt werden muß. Da spielt die Geschichte selbst noch eine Rolle. Bei Gadamer geht die Erfahrung der Vergangenheit in der Wirkungsgeschichte auf: Sie verkommt zu einem wässrigen Interpretationsverfahren, das sich über viele Jahrhunderte erstrecken kann. Von der Unmittelbarkeit der historischen Erfahrung kann so keine Rede mehr sein. Gadamer spricht nicht so sehr über die Erfahrung von Geschichtlichkeit, als über die Geschichtlichkeit von Erfahrung. Die Wirkungsgeschichte funktioniert als eine ahistorische Kategorie, innerhalb welcher die Vergangenheit verstanden werden soll. Trotz alledem tritt Gadamer auf diese Weise, mehr noch als Dilthey, in Kants Fußstapfen. Natürlich bezieht sich Wirkungsgeschichte auch auf Vergangenheit, aber deshalb ist sie noch nicht hi-

storisch – ebensowenig wie der Begriff der Länge, mit dessen Hilfe man messen kann, selbst eine Länge hat. Welch ein glänzendes und hochgebildetes Buch *Wahrheit und Methode* auch ist, es läuft schließlich auf eine Wendung zum Ahistorischen hinaus – auf Kant.

Bejczy: In der postmodernen Auffassung ist die Wahrheit nicht in Texten wiedergegeben, sondern wird von Texten hervorgebracht. Die Geschichtsschreibung stellt dort keine Wiedergabe von Wahrheit dar, die die Vergangenheit enthält, sondern schafft selbst ihre Wahrheit. Auf welche Weise bezieht sich die Geschichtsschreibung dann noch auf Vergangenheit?

Ankersmit: Im Anschluß an Danto könnte man sagen, daß die Vergangenheit nur besteht, soweit sie in der Geschichtsschreibung interpretiert wird oder vielmehr *repräsentiert* wird, denn die ästhetische Kategorie der Repräsentation steht für mich auf einer höheren Ebene als die hermeneutische Kategorie der Interpretation. Meine beliebteste Metapher für die Geschichtsschreibung ist jene der bildenden Kunst, wo ein Substitut oder ein *remplaçant* von Wirklichkeit angefertigt wird, wie Gombrich und andere Theoretiker der Repräsentation gesagt haben. Ich möchte entschieden daran festhalten, daß sich in der Geschichtsschreibung dasselbe ereignet.

Bejczy: Muß denn nicht an erster Stelle die historische Quelle als Repräsentation betrachtet werden? Die Quelle trägt die Vergangenheit mit sich; wenn die Vergangenheit nur Repräsen-

tation ist, dann ist die Quelle als Repräsentation zu bewerten. So betrachtet ist die Geschichtsschreibung keine Repräsentation von Vergangenheit, sondern eine Repräsentation von Repräsentationen. Mir scheint, das hört sich erst recht postmodern an.

Ankersmit: Ich glaube nicht, daß die Quelle selbst als Repräsentation von Vergangenheit aufzufassen ist. Auch das, was der Physiker mit seinen Meßinstrumenten beobachtet, ist etwas anderes als die Theorie, die er darauf gründet. Und das Material, mit dem man ein Haus baut, ist nicht selbst ein Haus.

Bejczy: Dann verstehe ich Sie nicht mehr. Vergangenheit bestehe nur als Repräsentation, ist Ihre These; die Quelle überliefert die Vergangenheit; ergo ist die Quelle eine Repräsentation, oder?

Ankersmit: Aber nein! Wenn ich ein Gemälde des Herzogs von Wellington herstelle, ist der Herzog selbst doch keine Repräsentation!

Bejczy: Und wenn ich ein Gemälde des Herzogs von Wellington herstelle, basierend auf einem Gemälde des Herzogs von Wellington? Auf diese Weise geht es doch in der Geschichtsschreibung zu. Den Herzog selbst können wir nicht mehr sehen.

Ankersmit: Der Vergleich stimmt nur, wenn jemand eine Biographie von Wellington schreiben würde, ausschließlich basierend auf älteren Biographien von Wellington. Das Werkmaterial, das für die historische Repräsentation benutzt wird, besteht in diesem Fall nur aus

früheren Repräsentationen. So trägt es sich aber nicht immer zu. Wenn der Biograph Texte oder Objekte benutzt, denen Wellington Wert beigemessen hat, oder in Spanien die Orte besucht, wo Wellington eine Schlacht geschlagen hat, dann liegt die Sache anders. Diese Objekte und Orte sind m. E. keine Repräsentationen von Vergangenheit.

Bejczy: Die Idee der Repräsentation bringt die Geschichtsschreibung in die Nähe zur Kunst. Was ist Ihrer Meinung nach der Unterschied zwischen einem Geschichtswerk und einem historischen Roman?

Ankersmit: Der Unterschied liegt darin, daß ein historischer Roman die Einsichten verwertet, die in der Geschichtsschreibung entwickelt worden sind. Der Roman exemplifiziert gewisse historische Kenntnisse mit Hilfe von Romanfiguren. Der Schriftsteller und der Historiker verhalten sich wie ein Techniker und ein Physiker: Jener wendet an, was dieser bedacht hat. Die historischen Einsichten, die in einem Roman enthalten sind, können allerdings umfangreicher und tiefer sein als jene des Historikers, der über denselben Gegenstand schreibt.

Bejczy: Hat denn die Geschichtsschreibung noch Wahrheit zum Einsatz, und kann man auf sinnvolle Weise über Geschichte debattieren?

Ankersmit: Ich möchte voraussetzen, daß die Geschichtsschreibung und die Kunst für mich nicht dasselbe sind. Ein wichtiger Unterschied ist, daß Geschichtsschreibung kognitive Ansprüche hat. Ich glaube, daß eine sinnvolle ge-

schichtwissenschaftliche Debatte möglich ist und daß von Fortschritt historischer Erkenntnis die Rede sein kann. Man sollte jedoch nicht danach fragen, ob historische Werke wahr oder unwahr sind. Ich meine, daß historische Werke eine Möglichkeit vorschlagen, die Wirklichkeit zu betrachten, und angesichts ihrer Vorschläge läßt sich nicht entscheiden, ob sie wahr sind, wohl aber, ob sie sinnvoll sind. Darüber kann man rational argumentieren. Historiographische Debatten enthalten Rationalität, aber den Begriff der Wahrheit sollte man nicht verwenden.

Bejczy: Gibt es in der Geschichtsschreibung dennoch eine Objektivität, nach der sich der Text des Historikers richten soll?

Ankersmit: Objektivität gibt es in dem, was man in historischen Dokumenten vorfindet, und es gibt jene Objektivität, mit der die Vergangenheit in der historischen Erfahrung hervortritt. Eine große Schwierigkeit besteht darin, daß ungeklärt ist, ob und wie sich historische Erfahrung in Geschichtsschreibung verwerten läßt. Vielleicht hilft sie dem Historiker nur wenig bei der Zusammensetzung seiner Geschichte. Sie verschafft ihm aber eine unmittelbare Verbindung mit der Vergangenheit und bildet somit etwas, was man seine geschichtliche Persönlichkeit nennen könnte.

Bejczy: Was, denken Sie, ist in der historischen Erfahrung die Bedeutung von Nostalgie und Verfremdung?

Ankersmit: In der historischen Erfahrung ist immer ein Element des Abstands da, was auch für die Nostal-

gie typisch ist: man ist in Raum oder Zeit vom Ort, wo man sein möchte oder sein hätte wollen, getrennt. Die historische Erfahrung ist nicht, wie in der Hermeneutik, die Erfahrung desjenigen, der sich jenseits des Abstandes befindet, sondern die Erfahrung des Abstandes selbst. Was nun die Verfremdung betrifft, so glauben viele, daß die Geschichte dazu dient, die eigene Identität festzuschreiben. Ich bin der Ansicht, daß die historische Erfahrung das Bewußtwerden von etwas Fremdartigem ist; etwas, womit man glaubt, vertraut zu sein, kommt plötzlich dem Zuschauer gegenüber zu stehen. Anstatt Identität aufzubauen, legt man etwas davon ab. Man denke nur an die Genealogie von Foucault, den Prozeß unausgesetzter Verfremdung. Der Rückblick in die Vergangenheit bedeutet eine fortwährende Zersplitterung, eine Proliferation von Ursachen, und nicht das Wiederfinden eines Ursprungs, aus dem Sinn, Bedeutung und Identität hervorgehen. Sich in der Vergangenheit umzusehen ist verwirrend und nicht, wie Dilthey sagt, identitätsstiftend.

Bejczy: Und die *microhistoire* schließt daran an?

Ankersmit: Die Geschichte der großen Zusammenhänge – die nationalen Geschichten oder die Geschichtsschreibung im Geist sozio-ökonomisch orientierter Historiker – hat mich lange Zeit begeistert und bildet auch den Hintergrund meines Buches *Narrative Logic*. Die *microhistoire* ist hingegen, was das Auffinden großer Zusammenhänge betrifft, völlig anspruchslos. Der Umstand, daß

viele Menschen von dieser Denkrichtung gefesselt wurden, zeigt, daß damit eine Saite im Herzen angeschlagen wurde. Ich glaube, daß sich die *microhistoire* von der narrativen, intellektuellen Konstruktion entfernt und sich der historischen Erfahrung nähert, und daß sie deshalb Anklang findet.

Bejczy: Hat denn die *micro narratio* die in der *microhistoire* erzählt wird, keine metaphorische Kraft? Ist die Sprache der *microhistoire* transparent, greift sie die Authentizität von historischen Erfahrungen nicht mehr an?

Ankersmit: Natürlich klingt die Geschichtsschreibung der großen Zusammenhänge auch in der *microhistorie* durch, und außerdem läßt sich die historische Erfahrung nicht in Worte fassen. Dafür ist sie von zu kurzer Dauer. Trotzdem gibt es einen klaren Unterschied – in Entwurf und Form – zwischen der traditionellen Geschichtsschreibung auf der einen Seite und der *microhistoire*, der Alltagsgeschichte und der dekonstruktivistischen Geistesgeschichte auf der anderen Seite. Diese Formen der Geschichtsschreibung wenden sich von der erzählerischen Konstruktion ab und suchen einen direkteren Kontakt zur Vergangenheit herzustellen, ohne selbstverständlich in historische Erfahrung aufgehen zu können.

Bejczy: Sollen wir Historiker, um mit der Zeit zu gehen, Ihrer Ansicht nach fortfahren, anekdotische *microhistoires* zu schreiben?

Ankersmit: Nochmals. Ich schreibe den Historikern keine Gesetze vor. Ich weiß nicht, ob die *microhistoire* das

letzte Wort in der Geschichtsschreibung sein wird. Aber die Geschichtsschreibung steht in Verbindung mit dem Weltgeschehen. „Die Philosophie ist unsere Zeit in Gedanken erfaßt“, wie Hegel sagte, und das gilt mutatis mutandis auch für die Geschichtsschreibung. Wir leben in einer Zeit, die weder an Ideologien glaubt, noch an die Metaerzählungen, die diese Ideologien rechtfertigen. Die Kräfte der Kohäsion, die zentripetalen Kräfte, unterliegen allenthalben zentrifugalen Kräften. Das hat Rückwirkung auf die Geschichtsschreibung. Sie eilt den Begebenheiten sogar voraus, und genau das ist es, was sie für mich so packend macht.

Publikationen (Auswahl):

Narrative Logic. A Semantic Analysis of the Historian's Language, Den Haag 1983.

Redaktion des Beiheftes Nr. 25 von History and Theory (1986): Knowing and Telling History: the Anglo-Saxon Debate.

The Reality Effect in the Writing of History: The Dynamics of Historiographical Topology, Amsterdam 1989.

Historismus, Postmoderne und Historiographie, in: Wolfgang Küttler u.a., Hg., Geschichtsdiskurs, Bd. 1, Frankfurt am Main 1993.

History and Politics. The Rise and Fall of Metaphor, Berkeley 1993.

Ders. u. J. J. A. Mooij, Hg., Knowledge and Metaphor, Dordrecht 1993.

Ders. u. Hans Kellner, The New Philosophy of History, erscheint London 1994.